

Ireneusz Chomiuk

### Theodor Siebs *Deutsche Bühnenaussprache.* Ein Aussprachewörterbuch nach hundert Jahren

1898 erschien zum ersten Mal das noch bis heute gebrauchte Wörterbuch von Theodor Siebs, in dem die orthoepische Norm des Deutschen erfaßt wurde.<sup>1</sup> Das Werk von Siebs gilt zwar nicht als der erste Kodifizierungsversuch der deutschen Aussprache – im Jahre 1885 hatte W. Viëtor seine *Aussprache des Deutschen*<sup>2</sup> vorgelegt –, es ist aber im Vergleich zu seinem Vorläufer viel besser theoretisch und wissenschaftlich fundiert.

Die Schrift folgt den Beratungen der Vertreter von Wissenschaft und Bühne, die vom 14. bis 16. April 1898 im Apolllosale des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin tagten, und legt die Grundsätze der Aussprachekodifizierung dar. Sie enthält eine Phonetiklehre, ist aber noch kein Aussprachewörterbuch im strengen Sinne des Wortes, es sei denn man möchte das Wörterverzeichnis, in dem auf das im Text vorkommende und auf die Lautung hin bestimmte Beispielmateriale verwiesen wird, als solches bezeichnen. Die Ausarbeitung eines richtigen Aussprachewörterbuchs hat man sich aber schon von vornherein als Ziel gesetzt, worauf eine Anmerkung in den früheren Auflagen des Werkes hindeutet.

Der das Werk eröffnende Vortrag von T. Siebs *Allgemeine*

---

<sup>1</sup> Siebs, Theodor: Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14. bis 16. April 1898 im Apolllosale des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin stattgefunden haben, Berlin, Köln, Leipzig 1898.

<sup>2</sup> Die erste Auflage trug den Titel *Die Aussprache des Wörterzeichnisses für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen*, Leipzig 1885

Grundlagen und Ziele der Arbeiten macht den Benutzer mit den zur Entstehung der *Deutschen Bühnenaussprache* führenden Schriften vertraut und begründet die Wahl der Bühnenlautung als Kodifizierungsgrundlage. Der Verfasser hat hier auch versucht, zahlreiche Einwände von Fachleuten und Laien zu widerlegen, um schließlich auf die Aufstellung von elf Kodifizierungsgrundsätzen zu kommen. Der Herausgabe des Werkes sei eine Vorbereitungsphase vorausgegangen, die sich in einige Etappen gliedern lasse. Im Dezember 1896 habe sich Siebs an die bedeutendsten Bühnen mit einer Anfrage hinsichtlich seiner Absicht der Kodifizierung der deutschen Aussprache gewandt, und nachdem seine Pläne eine allgemeine Zustimmung gefunden hatten, versuche er über den Graf von Hochberg die Generalversammlung des deutschen Bühnenvereins für seine Idee zu gewinnen (März-Mai 1897). Auch die 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (September 1897) habe keine wesentlichen Einwände gegen die festgelegte Kodifizierungsgrundlage erbracht. Dies solle aber nicht bedeuten, daß es gar keine kritischen Stimmen gegeben habe. Zu einigen wichtigen nimmt Siebs in seinem Namen und dem der Kommission Stellung: Es wurde zuerst der Vorwurf zurückgewiesen, daß der Ausschluß „neue Ausspracheregeln dekretieren“ wolle. Das Ziel sei doch, den vorgefundenen Gebrauch zu beschreiben und lediglich die zwischen den einzelnen Bühnen bestehenden territorial bedingten Unterschiede auszugleichen. Unbegründet sei die Befürchtung, daß die orthoepische Norm die Fassung der zu pflegenden Mundarten beeinträchtigen werde. Genauso müsse man die Schrift von der Lautung fernhalten, damit die erstere keinen Schaden erleide. Die Eigenart der einzelnen Mundarten könne sogar durch den Einfluß der Musteraussprache geprägt werden. Siebs bedient sich dabei einiger ausdrucksvoller Vergleiche, die sich in den folgenden Sätzen manifestieren: „Sie (die Mundarten) sind keineswegs so zarte Pflänzchen, dass ihnen leicht der Nährboden verderbt werden kann: sie sind auch keine Treibhauspflanzen, von denen man die Unbilden der Witterung

fernhalten muss.“<sup>3</sup> Es sei ebenso undenkbar, daß der „Erdgeschmack“ der Bühnenlokalsprachen erhalten bleibe, da erstens die Schauspieler nicht das ganze Leben lang an ein einziges Theater gebunden sein könnten, zweitens würden Provinzialismen den ästhetischen Wert von klassischen Dramen herabsetzen. Eine einheitliche deutsche Aussprache habe im übrigen eine politische Bedeutung, indem sie zu einer Integration der einzelnen Gebiete Deutschlands beitrage.

Die Liste der für die Kodifizierung festgelegten Grundsätze wird von Regeln allgemeinen Charakters eröffnet. Von ihnen werden weiter detaillierte Bestimmungen abgeleitet. Ziel des Unternehmens sei die Feststellung und Beschreibung des bestehenden Gebrauchs gewesen. Um dies zu erreichen, hätte die Aussprache während Theatervorstellungen aufgezeichnet werden müssen. Eine Bezeichnung für die Auffassungen von „sogenannten Lehrern der Vortragskunst“ sowie das gesteuerte Befragen der Schauspieler über die nach ihrer Meinung korrekte Lautung des einen oder anderen Wortes hat man von vornherein als Methode abgelehnt, da sie keine Exaktheit gewährleisten würde. Die Bühnenaussprache habe sich zur Kodifizierung u.a. deswegen geeignet, weil sie sich nicht so stark von der in vielen Punkten nicht konsequenten und als Maßstab für die Lautung unnutzen Schreibung habe beeinflussen lassen. In bezug auf die Realisierung von Lauten und Lautgruppen wird in der Schrift betont, daß die Norm keine Koartikulationsprozesse dulde und deswegen wird ausdrücklich verordnet, daß die Laute in jedem Kontext gleich zu bilden sind. Es könne allerdings zu einer Verunstaltung der Laute in der Bühnenaussprache kommen, die sich vor allem in der Öffnung der geschlossenen oder Schließung der offenen Vokale, schließlich in der Verstärkung der Aspiration von Verschlusslauten äußere. Da sich das auf das Sprechen im Affekt beziehe, solle immer „die ruhige, verstandesmäßige Rede“ Gegenstand der Untersuchung sein. Es bestehe keine Notwendigkeit, für den minder hohen Stil der Aussage Lautredaktionen vorzuschreiben, denn „sie ergeben sich ... von selbst“, um so weniger

<sup>3</sup> Siebs, Th.: *Deutsche Bühnenaussprache*, S. 9

als das Bewußtsein dessen, daß sie kodifiziert wurden, ihrem Mißbrauch im ernsten Drama freien Lauf lassen würde. An Schauspieler und Rezitatoren von Dichtung wendet sich Siebs mit der Warnung, daß die Bemühung um die Erhaltung der Reime die Laute nicht deformieren dürfe. In den Fällen, in denen zwei Wörter in der Lautstruktur stärker voneinander abweichen, gebühre den gleichen Elementen eine größere Ausdruckskraft, wie z.B. dem [ae] in *reichen*: zeigen. Eines der Hauptprinzipien dieser Kodifizierung, „dass hochdeutsche Sprachformen ... ausgesprochen werden mit den einfachen niederdeutschen Lautwerten“<sup>4</sup>, findet vor allem im Bereich des Konsonantismus seine Bestätigung. Die stimmhaften und stimmlosen Konsonantenbuchstaben werden in der hochdeutschen Schriftsprache lautlich nicht deutlich voneinander abgehoben. Dies geschehe dagegen in Niederdeutschland, wo bei teilweise unterschiedlichen orthographischen Regelungen hinsichtlich des Konsonantismus die Teilung in Lenes und Fortes (die Verschlusslaute erhalten die Behauchung) bestehe. Wenn in einem bestimmten Falle eine Diskrepanz in der Lautung zwischen den einzelnen Bühnen Deutschlands bestehe, könne auch der geographische Gesichtspunkt entscheiden. „In den Fällen, wo die Bühnenaussprache strittig ist, mag die Form, die von zweien der drei großen Gruppen Nieder-, Mittel- und Oberdeutsch bevorzugt wird, siegen über die Form der dritten Gruppe.“<sup>5</sup> Siebs verdeutlicht eine solche Situation vor allem am Beispiel der Vokallänge. Die Tatsache, daß in solchen Wörtern wie *Hof, Glas* in Ober- und Mitteldeutschland die Vokale lang seien, habe bewirkt, daß die niederdeutschen Kürzen in der Mustersprache zurücktreten mußten. Ein anderer Grundsatz, der lautet: „Wenn zwei Gruppen einander gegenüberstehen, die dritte aber geteilt ist, wird bei der Ausgleichung... so verfahren, daß die weitentfernten Zonen geeinigt werden, die mittleren sich aber fügen müssen“<sup>6</sup>, findet bei der <g>-Aussprache in dem Wort „Tage“ seine Widerspiegelung. Der

<sup>4</sup> Ibidem, S. 9

<sup>5</sup> Ibidem, S. 10

<sup>6</sup> Ibidem.

Gebrauch des Verschlusslautes in Oberdeutschland und teilweise in Niederdeutschland und des Reibelautes in Mittelddeutschland hat Siebs dazu veranlaßt, hier die Einigung auf der Basis des Ober- und Niederdeutschen durchzuführen und den Verschlusslaut vorzuschreiben. Ohne Nutzen für die Kodifizierung sei die statistische Methode, da sie nicht immer die Formen ergebe, die hinsichtlich ihres Wohlklangs am meisten geeignet wären. Hinsichtlich des Fremdwortschatzes gelte generell die Eindentschung (vgl. *Paris, Hotel*), es sei denn, die einzelnen Gebiete des Landes seien in der Lautung dieses oder jenes Wortes nicht einig. Dann solle auf die Fremdaussprache Bezug genommen werden. Wenn man von den Fällen absieht, wo bewußt fremdsprachlich ausgesprochen wird (wie bei *United States*), sei noch eine dritte Gruppe vorhanden, in der die deutschen und fremden Ausspracheregeln, z. B. vom Sprachkontext oder dem Stil der Aussage abhängig, zusammenspielen (*Service, Salon* mit [s] und [z]). In dem folgenden Punkt wurde vor der Übertragung der Aussprache des Gesanges auf den Sprechvortrag gewarnt, obwohl manche Grundsätze, wie langsames Tempo, größere Fernwirkung, von Darstellern des ernsten Dramas beachtet werden sollten.

Als eine Fortsetzung der bereits von Siebs erörterten Fragen kann man den in der Schrift gedruckten Bericht über einen Auftritt von Prof. Sievers betrachten. Es wurde hier erstmals zu dem Verhältnis Schrift vs. Schreibung Stellung genommen, zweitens wurden die Laute der deutschen Sprache beschrieben und anders als in der Schulgrammatik (Phonetik) eingeteilt. Die Feststellung, „dass wir die Orthographie als Massstab für die Aussprache nicht brauchen können“<sup>7</sup>, begründet Sievers damit, daß die Schrift sekundär ist. Sie könne auch nicht mit ihren 24 oder 25 Zeichen den Reichtum deutscher Laute wiedergeben. Zur Zeit Karls des Großen geschafften, trage sie außerdem den sich in der Sprache vollziehenden Wandlungen nicht Rechnung, um so weniger, als sie schon gleich am

<sup>7</sup> Ibidem, S. 26

Anfang nicht die deutschen, sondern die fremden (lateinischen) Lautverhältnisse widerspiegelte. Die traditionelle, auf die Fähigkeit zur Silbenbildung hin erfolgte Zweiteilung in Vokale und Konsonanten wurde aufgegeben, da nicht jeder Vokal eine Silbe zu konstituieren vermöge (u.a. nicht der zweite Bestandteil der Diphthonge), während manche Konsonanten ([l m n r]) silbentragend sein können. Der letzte Beweisgrund muß hier in Hinblick darauf, daß die Bühnensprache die Lautreduktionen ablehnt, eine gewisse Verwunderung wecken, es sei denn, man will das nur unter dem Aspekt der physiologischen Möglichkeit betrachten. Die zwei wichtigsten Faktoren der Lautbildung sind für Sievers Stimme und Geräusch. Danach ergeben sich drei Gruppen von Lauten: 1. die reinen Stimmlaute, zu denen alle Vokale, sowie [r l m n] gehören, 2. die reinen Geräuschaute (stimmlose Verschuß- und Reibelaute), 3. die aus der Kombination der beiden genannten Faktoren resultierende Gruppe der stimmhaften Geräuschaute (umfaßt die Explosiva und die Engelaute). Da die Konsonanten hinsichtlich der Stimmbeteiligung in verschiedenen Teilen Deutschlands äußerst verschieden realisiert werden, sollte jedem Schauspieler daran gelegen sein, seine lokalen phonetischen Gewohnheiten durch die neuen, auf den Bestimmungen der Bühnensprache basierenden zu ersetzen. Die Realisierungsunterschiede lassen sich seltener in bezug auf die Artikulationsstelle ermitteln (vgl. aber [w], bei dem die Enge entweder durch Oberzähne und Unterlippe oder Ober- und Unterlippe gebildet wird).

Den Kern des Werkes bildet die Beschreibung der Laute im einzelnen. Nach dem, was Siebs weiter oben festgelegt hatte, ist die Überschrift des ersten Unterkapitels Reine Stimmlaute oder Vokale nicht präzise formuliert. Die Bezeichnung „reine Stimmlaute“ gelte nämlich auch für einige Konsonanten. Ein einfacher, auf der Wortumstellung beruhender Eingriff („Vokale oder reine Stimmlaute“) würde schon den Tatbestand nicht mehr verfälschen. Von besonderer Wichtigkeit sind die einleitenden, auf die Gesamtheit der deutschen Vokale bezogenen Bemerkungen, u.a. solche, die

Verhältnis zwischen der Quantität und der Qualität oder die Notwendigkeit der artikulatorischen Präzision betreffen. Der Leser bekommt auch Hinweise auf die Aussprache von Nasalvokalen, die keineswegs durch die Lautverbindungen *ang, eng, ong, öng* ersetzt werden dürfen. Letztlich wurden in dieser Einleitung die später bei jedem Vokal vorkommenden Begriffe „geschlossene“ und „offene Silbe“ definiert. Der Verfasser hat sich aber enthalten, an dieser Stelle die sich daraus ergebenden generellen Ausspracheregeln zu formulieren. Es wurde auf die schwankende Länge vor <ch> und <ss> hingewiesen, wobei die keineswegs sichere Methode der Untersuchung der Quantität in verwandten (flektierten) Formen als Kriterium der Länge empfohlen wurde. Die Unzulänglichkeit eines solchen Verfahrens belegen die zahlreichen Ausnahmen, die daraufhin erwähnt wurden, wie z.B. das kurze [a] in *Gemach* trotz der Form *Gemaches* und das lange [a] in *nach*, obwohl das Wort unflektiert ist. Gesondert hat Siebs das Vorkommen der einzelnen Vokale in Fremdwörtern (und Namen) behandelt. Eine solche Verfahrensweise resultiert vor allem daraus, daß hier auch geschlossene Kürzen zugelassen wurden. Da sie aber, ähnlich wie die entsprechenden langen Vokale, mit dem Zirkumflex versehen wurden, heben sie sich von diesen nicht ab, um so weniger als der Akzent nicht markiert wurde. Dort, wo sich die Ausspracheweise eines Wortes oder einer Wortreihe mit den allgemeinen Anweisungen nicht deckt (bei dem nicht eingedeutschten Wortschatz) wird jeweils auf die Herkunftssprache (Französisch, Englisch, Lateinisch und Griechisch) und auf die dort geltenden Regeln verwiesen.

Eine Sonderstellung nehmen, wie oben erwähnt, die e-Laute ein. Den Ausspracheregeln geht nämlich ein sprachgeschichtlicher Teil voraus, in dem die Entwicklung dieser Laute etwa seit dem Jahr 1300 verfolgt wird. Die um diese Zeit im Deutschen vorkommenden vier e-Varianten fanden in der Rechtschreibung im 16., 17. und 18. Jh. kein richtiges Abbild. Sowohl die geschlossenen als auch die offenen Laute wurden mit <e> wiedergegeben, und das sich durch Offenheit kennzeichnende <ä> erschien nur in solchen Wörtern, bei denen auf

welche eine verwandte Form mit <a> ermittelt werden konnte. Die Folge eines solchen Vorgehens sei Ende des 19. Jh. die Tatsache gewesen, daß man in Mittel- und Oberdeutschland den historischen Tabbeständen die Treue gewahrt und wider die Orthographie gesprochen habe, während in Niederdeutschland die Prinzipien der Rechtschreibung im großen und ganzen befolgt wurden. Die von Siebs durchgeführten Untersuchungen der Sprechweise auf deutschen Bühnen haben ergeben, daß ein hoher Prozentsatz von e-Lauten (im klassischen Drama 27,7%, im modernen Konversationsstück 39,8%) gegen die Orthographie realisiert wurde. Er warnte deswegen davor, alle langen e-Laute gleich auszusprechen. Während aber der qualitative Wert des langen ä außer Zweifel stand (nur offen), konnte für das lange e „aus Mangel an genügendem Material“ keine endgültige Entscheidung getroffen werden. Hierbei muß auch verzeichnet werden, daß die e-Elision in den Endsilben grundsätzlich verboten werde, um so mehr die Substitution des dentalen Nasals durch den bilabialen oder velaren in -en infolge der Angleichungen an die vorangehenden [p b f w m k g]. Die im Kapitelabschluß behandelten Diphthonge wurden in der Qualität insofern korrekt bestimmt, als der zweite Bestandteil als ein geschlossener Laut und bei dem Diphthong <eu> der erste Vokal als „ganz offen“ charakterisiert wurden. Es heißt aber, daß die ai- und au-Laute u.a. „aus einem hellen... a“ beständen. Wie läßt sich nun diese Bestimmung mit der Tatsache vereinbaren, daß man das a früher in Hinsicht auf die Klangfarbe nicht unterschieden hat?

Bei der Konsonantencharakterisierung hat man sich, wie bei [h] und [ng] auf die Distribution konzentriert, oder man war darum bemüht, durch Angabe der wesentlichen Bildungsmerkmale einer fehlerhaften Artikulation vorzubeugen. Zu solchen Fehlproduktionen werden assimilatorische Prozesse jeder Art gezählt. Zu vermeiden sei die Angleichung des [l] an das nachfolgende [t], die einen nicht akzeptierten seitlichen Verschuß des zweiten Konsonanten entstehen lasse. In den Verbindungen <kn> oder <tn>, z.B. Knie, Äna, solle darauf geachtet werden, „daß sich nicht begleitende nasale

Reibungsgeräusche einstellen“. Die Behandlung der Reibelaute erfolgt unter Berücksichtigung der Artikulationsstelle, von den vordersten bis zu den hintersten Konsonanten. Genau wurden die Sprechfehler erörtert, vor allem Fehler bei der <v>-Aussprache im deutschen und fremden Wortschatz, sowie die <s>-Realisierung, die von der Stellung im Wort, beim Fremdwortschatz auch von dem Grad der Eindeutschung abhängig ist. Nicht selten sei die Tendenz zu bemerken, daß [c'h] durch andere Laute, wie [ch] oder [sch] ersetzt werde. Klare Regeln und die Anführung einer großen Anzahl von Wörtern, bei deren Aussprache sprachgeschichtlich begründete Bestimmungen befolgt werden müßten, sollten eine Hilfe beim Erlernen des Modells sein.

Eine noch größere Uneinheitlichkeit als bei den Reibelauten herrscht in der Aussprache der Verschußlaute. Deswegen hat sich der Verfasser dazu entschlossen, die Hauptfragen, die im gleichen Grade alle Konsonanten dieser Gruppe betreffen, in Form umfangreicher allgemeiner Vorbemerkungen zu behandeln. Eine der grundlegenden Festlegungen ist u.a. die Abgrenzung der Laute b d g von p t k, indem die Kriterien der Stimmbeteiligung, Behauchung, Artikulationsstärke und Muskelspannung herangezogen wurden. In der „gewöhnlichen Rede“ könnten die Konsonanten [p] und [k] im Inlaut zwischen Vokalen und [t] im Auslaut ohne Behauchung realisiert werden, nicht aber auf der Bühne, wo das „schlecht wirken“ würde. Der Sprecher wird dazu angehalten, zwischen den auslautenden, einem Langvokal folgenden stimmlosen und stimmhaften Verschußlauten zu unterscheiden. Diese Differenzierung könne dadurch erreicht werden, daß bei der ersten Gruppe nach einem mit Stimme gesprochenen Vokal eine Pause gemacht werde, die den Übergang zu einem stimmlosen Konsonanten ermögliche. Den stimmhaften Explosiva gehe eine solche momentane Unterbrechung im Sprechen nicht voran, da der Vokal *decrecendo* gelautet werde, und der Konsonant mit einem schwachen Einsatz und dem starken Absatz entstehen solle. Andere Streitfragen, wie die Aussprache des auslautenden ng, der stl. und sth. Konsonanten nach kurzem Vokal, oder die <g>-Realisierung

konnten aufgrund der Überzeugung, „dass diejenige Aussprache mustergültig ist, in der alle Bühnen einig sind“, gelöst werden. Bei dem letzten Problem war auch der geographische Grundsatz von Bedeutung (vgl. oben). Die größten Kontroversen habe es aber hinsichtlich des auslautenden <g> gegeben. Außer in der Endsilbe -ig sollte hier nur der Verschlusslaut gesprochen werden. Siebs versucht gleichzeitig die Argumente der Verteidiger der Reibelautaussprache zu widerlegen. Diese gründeten sich auf die historische Interpretation der gegenwärtig benutzten Formen, auf die Statistik oder auf die Analyse von Dichtungsreimen, wo das auslautende <ch> öfters auf <g> gereimt werde. Die Sonderstellung der Endsilbe -ig resultiert daraus, daß sie nie betont sei und deswegen als Ausdruck der Abschwächungstendenzen betrachtet werden könne. Die Vorherrschaft des ich-Lautes an vielen Bühnen werde noch durch den geographischen Faktor (in Mittel- und Niederdeutschland sowie in einem Teil des südwestlichen Oberdeutschlands gesprochen) und die Tatsache verstärkt, daß die Auslautsilben -ig und -ich schon früh mehrfach verwechselt worden seien.

Das Abschlußkapitel wurde den prosodischen Erscheinungen (Tempo, Betonung und Tonfall) gewidmet. Es wird behauptet, daß sich hinsichtlich der Prosodie der Sprache nur in einem begrenzten Umfang Regeln aufstellen lassen. Der „Sinn der Rede“ sei der Hauptfaktor, und nach ihm richteten sich die meisten Bestimmungen und Regeln. Das gelte u.a. für die von der Intention des Sprechenden abhängigen Hervorhebung von bestimmten Satzelementen, die sich durch ein langsames Tempo, eine höhere Stimmlage oder den dynamischen Akzent vollziehe. Dagegen würden minderwertige Aussageteile, z.B. die Parenthesen, mit einer höheren Geschwindigkeit und tiefer Stimme gesprochen. Es wurden nur zwei Tonfallstufen, die hohe und die tiefe, unterschieden. Eine eingehende Behandlung haben die Melodieverhältnisse in der indirekten Rede erfahren, in deren Fall die Position des Anführungssatzes ausschlaggebend sei. Die im folgenden dargestellten Grundsätze der Betonung beziehen sich ausschließlich auf den deutschen Wortschatz,

denn die Fremdwortakzentuierung ließe sich kaum durch Regeln erfassen. Die zusammengestellten Bestimmungen seien im Rahmen dieser Arbeit sicherlich äußerst genau. Sie umfassen die Akzentuierung in einfachen Wörtern, unter Berücksichtigung der häufigsten Fälle, wo der Akzent nicht auf der Stammsilbe liegt (u.a. hybride Bildungen, Kontrastbetonung) und Akzentuierung von Zusammensetzungen, die hier übersichtlich dargestellt wurde. Die Verletzung der Regeln geschehe, außer dem schon Gesagten, auch im rhythmischen Vortrag. Hier müsse in Fragen des Tonfalls, Tempos und der Betonung in jeder Situation „dem Feingefühl des Vortragenden weiter Spielraum gelassen werden.“<sup>8</sup>

Die Lautungsnorm nach Theodor Siebs, die zwar in späteren Auflagen des Wörterbuchs modifiziert wurde, damit sie nicht nur zur Bühnen- sondern auch zur Standardlautung werden konnte, galt immer als übertrieben und physiologisch kaum erreichbar. Die letzte Ausgabe des SIEBS von 1969 hat trotz gründlicher Neubearbeitung nicht mehr ein so starkes Interesse geweckt und mußte zurücktreten, um auf dem Gebiet der Orthoepie neuen, zuverlässigeren Nachschlagewerken, dem DUDEN und dem Leipziger *Wörterbuch der deutschen Aussprache* Platz zu machen.

<sup>8</sup> Ibidem, S. 84